

nun enthält der erste Band vieles an Einordnungen auch für den zweiten über die frühbyzantinischen Funde, und in diesem wird sich die hier noch fehlende ›Gesamtzusammenfassung‹ finden. Einschätzen lässt sich also bislang nur der vorliegende erste Teil. Aufgebaut ist die Studie in Einleitung und Forschungsgeschichte. Es folgen Überlegungen zu Quellenlage und ›Bestattungssitten‹. In den beiden Hauptteilen werden zunächst die spätantiken Funde der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts und anschließend die vandalenzeitlichen der folgenden hundert Jahre behandelt.

In der Einleitung wird der Begriff ›Kleidungszubehör‹ kurz umrissen. Es trifft entgegen Eger nicht zu, dass der Begriff »Tracht« »im Deutschen bis heute für die Behandlung des Kopfhaars [Haar- und Barttracht] gebräuchlich und nicht zu ersetzen« ist [S. 13, Anm. 4]. Man kann schlicht »Frisur« sagen. Inhaltlich geht es um »Fibel und Schnalle«, wobei Quellenlage und Publikationsstand schwierig seien. Wiederum ist es problematisch, aufgrund von Verbreitungskarten zu behaupten, »dass die als byzantinisch erkannten Fibel- und Schnallentypen zu einem Gutteil nicht aus römischen oder byzantinischen, sondern aus barbarischen (Grab-)Kontexten stammen« (S. 15 f.), denn die Annahme einer »beigabenlose[n] Bestattung der Romanen« wird damit zum Zirkelschluss. Die »Materialaufnahme, in deren Zentrum der große Altbestand an Kleidungszubehör, besonders an byzantinischen Schnallen des fortgeschritteneren 6. und 7. Jhs., aus dem Musée National de Carthage stand« (S. 19), erfasste insgesamt vierhundertfünfzig Objekte; knapp die Hälfte ist Gegenstand dieses Bandes.

Zwei Schwerpunkte besitzt die Arbeit dem Verfasser zufolge: erstens die »formenkundlich-chronologische Bearbeitung des Fundmaterials« (S. 20) und zweitens die »Frage des Trägerkreises der einzelnen Bestandteile des Kleidungszubehörs« (S. 21). Für beides sind die Voraussetzungen nicht besonders gut, um es vorsichtig auszudrücken, denn »[e]s handelt sich überwiegend um Einzel- oder ältere Grabungsfunde aus unbekanntem Kontext« (S. 21). Vor diesem Hintergrund ist man besonders gespannt auf Argumentation und methodisches Vorgehen und zugleich skeptisch hinsichtlich der Aussagemöglichkeiten.

Doch erst einmal geht es auf zirka zwanzig Seiten um die bisherige »Erforschung des mediterranen Kleidungszubehörs«. Typologisch ausgerichtet, nennt Eger bisherige Arbeiten zu Typologie und Chronologie byzantinischer Gusschnallen des sechsten bis achten Jahrhunderts sowie mediterrane und byzantinische Cloisonnéschnallen, bevor auf die problematischen, weil inhaltlich ungeklärten Begriffe »mediterran« und »byzantinisch« hingewiesen wird (nicht mehr berücksichtigt ist J. Drauschke, Zwischen Handel und Geschenk. Studien zur Distribution von Objekten aus dem Orient, aus Byzanz und aus Mitteleuropa im östlichen Merowingerreich. Freiburger Beitr. Arch. u. Gesch. des ersten Jts. 14 [Rahden 2011]). Es folgt der

Christoph Eger, **Spätantikes Kleidungszubehör aus Nordafrika I. Trägerkreis, Mobilität und Ethnos im Spiegel der Funde der spätesten römischen Kaiserzeit und der vandalischen Zeit.** Münchner Beiträge zur provinzialrömischen Archäologie, Band 5. Verlag Dr. Ludwig Reichert, Wiesbaden 2012. 421 Seiten, 70 Abbildungen, 27 Tafeln.

Dieses Buch enthält den ersten Teil der Münchner Habilitationsschrift Christoph Egers von 2009. Ihres Umfangs wegen wird sie auf zwei Bände aufgeteilt, die bedauerlicherweise nicht gleichzeitig erscheinen. Denn

»Versuch einer Definition« byzantinischer Schnallen, der jedoch mehr Probleme aufzeigt als Lösungen anbietet. »Für die mediterranen Fibeln steht eine vergleichbar ausführliche Arbeit noch aus« (S. 23).

Weitere zwanzig Seiten gelten »Quellenlage und Publikationsstand«. Allgemein setzt der Verfasser eine primär ethnisch geprägte »Beigabensitte« einfach voraus, nämlich Grabbeigaben bei Barbaren und »Beigabenlosigkeit« bei Römern, was in der Forschung jüngst zunehmend bestritten wird. Das Problem wird offensichtlich, wenn die »gewisse Durchbrechung der ›regelmäßigen Beigabenlosigkeit‹ fast überall im westlichen Mittelmeerraum« (S. 43) konstatiert wird. Es sind doch die regionalen Verhältnisse, die Grabausstattungen prägen; deshalb finden sie sich auch nicht »in den barbarischen Randkulturen« (ebd.), sondern in peripheren Regionen der spätantiken Welt. Eger zufolge liegt inzwischen auch eine nicht unbeträchtliche Anzahl an Siedlungsfunden vor. Generell ist ein »schlechter Publikationsstand« hinderlich (S. 46). Zum durch »erstaunliche Materialfülle« gekennzeichneten Altbestand im Nationalmuseum von Tunis gehören einhundertdreißig Schnallen- und Beschlagfragmente des sechsten und siebten Jahrhunderts, doch erscheinen die »Fülle« relativ und der Informationsgehalt gering, da es zum Zustandekommen der Sammlung »fast keine Informationen« gibt (S. 53).

Vor die Hauptteile ist noch ein Kapitel von fünfunddreißig Seiten Länge zum Thema Grab und Bestattung eingeschoben. Es enthält eine Übersicht zu bisherigen archäologischen Untersuchungen von Friedhöfen in Karthago im Speziellen und im übrigen Nordafrika im Allgemeinen. Es folgt eine Darstellung der »Grabsitte«, womit Grabbau und -architektur gemeint sind: Steinplattengräber, Ziegelgräber, Amphoragräber, Gräber mit Sarkophag aus Stein, Holz oder Blei, Erdgräber, Epitaphe, Cupulagräber, Hypogäen, Grabkapellen und Katakomben. Als »Bestattungssitte« wird die Behandlung des Leichnams – Verbrennung oder nicht – apostrophiert; in der Spätantike hatte sich die Körperbestattung durchgesetzt. Hinsichtlich der »Beigabensitte« – besser: Grabausstattung – konstatiert der Autor weitgehende »Beigabenlosigkeit«, wie sie moderne Ausgrabungen ergeben. Doch »gibt es auf verschiedenen Gräberfeldern noch im 4. Jh., und wohl bis in die erste Hälfte des 5. Jhs. fortdauernd, Beigaben von Tafelgeschirr« (S. 87). Für das fünfte bis siebte Jahrhundert sind die Beobachtungen widersprüchlich: einerseits Gräber ohne erkennbare Ausstattung und andererseits Bestattungen mit Gefäßen, Münzen, Schmuck und Kleidungszubehör – letzteres Eger zufolge bislang durchaus unterschätzt. In beiden Hauptteilen spielen diese langen Vorüberlegungen kaum eine Rolle mehr.

Auf achtzig Seiten werden »römische Funde« der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts abgehandelt. Es handelt sich um zwölf Zwiebelknopffibeln (viermal Keller Typ 5, siebenmal Keller Typ 6, einmal Keller Typ 6/7), eine große Blechscheibenfibel mit Medaillon, eine Delphin- und eine Pferdchenfibel, zwei beinerne und

zwölf metallene Kugelkopfnadeln, sieben Polyederkopfnadeln, sieben weitere Nadeln, eine Tierkopfschnalle und übrige Gürtelbesatzstücke, zwei Beschläge von Kerbschnittgürtelgarnituren Böhme Typ A, vier Beschläge von dreiteiligen Kerbschnittgürtelgarnituren, acht U-förmige Schnallenplatten, eine rechteckige Schnallenplatte mit Punzverzierung, eine Rechteckschnalle mit festem Rahmenbeschlag, dreizehn Schnallen Typ Teba, zwei beschlaglose Tierkopfschnallen, zwei scheibenförmige Riemenzungen und eine lanzettförmige Riemenzunge Böhme Typ 1. Mit insgesamt achtundsiebzig Fundobjekten – die genaue Anzahl muss man selbst addieren, denn sie wird nirgendwo genannt – bleibt das Material überschaubar.

Ein Drittel des Umfangs gilt dem »Trägerkreis«. Wem also gehörten diese Teile des Kleidungszubehörs? Anhand der einschlägigen Literatur sieht Eger Zwiebelknopffibeln »zumindest in ihrer ursprünglichen Funktion als Verschluss des von hohen Offizieren und Reichsbeamten getragenen paludamentum« (S. 154), wobei unklar bleibt, weshalb sie in Nordafrika so rar sind. »Über den Fundkontext der meisten nordafrikanischen Zwiebelknopffibeln ist nichts bekannt« (S. 156). Kerbschnittgürtelteile werden dem militärischen Bereich zugewiesen und damit zugleich als Beleg für spätrömisches Militär in Nordafrika betrachtet, wobei manche Formen für eine »unmittelbare Herkunft aus den Rhein- und Donauländern« sprächen (S. 169). Gibt es auch andere Erklärungen dafür als von dort abkommandiertes Militär?

Die auf doppelt so vielen Seiten ausgebreiteten vandalenzeitlichen Funde der zweiten Hälfte des fünften und der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts sind kaum zahlreicher als die zuvor behandelten. Es handelt sich um fünf Bügelfibeln mit Cloisonnéverzierung, eine unverzierte Bügelfibel, vier goldene und drei bronzene Armbrustfibeln, eine eingliedrige Fibel mit festem Nadelhalter, eine Bügelfibel Typ Wiesbaden, fünf Cloisonné-Scheibenfibeln, eine ovale Scheibenfibel (Arifridos-Grab), drei Blechscheibenfibeln mit Heiligendarstellung, eine Adlerfibel, zwei Polyederkopfnadeln, eine goldene Rundschnalle, eine ovale Miniaturschnalle, vier normal große und vier Schnallen im Miniaturformat mit jeweils D-förmigem Cloisonné-Beschlag, zwei ovale Schnallen mit hochrechteckigem Cloisonné-Beschlag sowie neunzehn weitere Beschläge, ein hochrechteckiger Gegenbeschlag, ein schmalrechteckiger Laschenbeschlag, drei scheibenförmige und zwei vierpassförmige Cloisonné-Beschläge, eine ovale Schnalle mit ovalem Laschenbeschlag, eine nierenförmige Schnalle mit rechteckigem Laschenbeschlag und eine mit geripptem Bügel, ein Laschenbeschlagfragment mit Buckelnieten, eine ovale Schnalle mit rechteckigem Laschenbeschlag, ein Laschenbeschlagfragment, eine beschlaglose Schnalle mit D-förmigem Bügel, fünf beschlaglose Ovalschnallen mit einfachem und vier mit eingeschnürtem Kolbendorn, eine beschlaglose Ovalschnalle mit quadratischer Dornbasis und acht solche mit einfachem Dorn, eine herzförmige

Schnalle, acht Schilddornschnallen, eine beschlaglose Schnalle mit rechteckigem Bügel, zwei beschlaglose Schallen aus Eisen, ein bandförmiger Hakendorn und drei Gürtelhaften.

Hinsichtlich der Frage nach den Trägern verweist Eger gleich zu Beginn darauf, dass auf Philipp von Rummels soziale Interpretation spätantiker Kleidung »im Folgenden näher einzugehen« sei (S. 254). Etwas seltsam liest sich zwischendurch die Berichterstattung des Verfassers über eigene Studien in der dritten Person (S. 257). Doch dann geht es zur Sache, indem Rummels »Thesen« – es handelt sich tatsächlich um eine eingehende Argumentation – auf vier Seiten referiert werden. Gegen die soziale Interpretation der »beigabeführenden Gräber als Grablegen der neuen militärischen Elite in Nordafrika« sei ebenso wenig einzuwenden wie dagegen, die Existenz einer »spezifischen Stammeskleidung« der Vandalen zu bestreiten. Liest man diese lapidare Feststellung zunächst überrascht, so folgt gleich darauf Kritik – an Konzepten von militärischer Elite und Habitus barbarus sowie den Hintergründen der Grabbeigaben. Wie geht das für Eger aber zusammen? Auf mehreren Seiten sucht er die idealtypische Gegenüberstellung von militärischer und ziviler Elite zu demontieren. Doch mit der mehrseitigen Vorführung ausgewählter Konfliktsituationen lässt sich dagegen nicht ankommen, zumal Rummels Argument ja ein anderes ist: die Rivalität traditioneller und neuer Elite! Genau das konzidiert Eger dann auch (S. 268).

Es folgen Erörterungen zu »den historischen und archäologischen Voraussetzungen der ethnischen Deutung«. Im Stile Volker Bierbrauers müssen lange Zitate erhalten (S. 268 f.), um sie als Folie für pauschale Grundsatzkritik zu bemühen. Der Verfasser konstatiert, dass »die ethnische Deutung an die Ergebnisse der Geschichtswissenschaft gebunden sei« (S. 269), und meint unmittelbar anschließend, dass »angesichts unterschiedlicher Forschungsmeinungen der Historiker [...] der Archäologe nach Abwägung der einzelnen Positionen sehr wohl zu einem eigenen Urteil kommen« müsse – offenbart übersieht er, dass dies Rummels Position und derjenigen aller Kritiker der »ethnischen Deutung« entspricht, denn anders ist erfolgversprechende Forschung gar nicht denkbar. Bei der Lektüre der eklektischen Erörterungen fragt man sich zunehmend, was Eger eigentlich kritisiert: Wenn ethnische Gruppen flexibel und wandelbar sind, dann lassen sie sich nicht einfach im Fundmaterial erkennen – ja genau! »Dass sich die deutsche Frühgeschichtsforschung daher auf die wenigen Grabfunde konzentriert und eine Fragestellung entwickelte, die dem möglichen Nachweis fremder bzw. barbarischer Elemente galt« (S. 273), bedeutet faktisch – ob nun gewollt oder nicht – eine »a priori verengte[n] Sicht auf die Geschichte des vandalischen Nordafrika«. Dem lässt sich nur dann entgehen, wenn man die »Vandalenzeit« als historische Konstellation umfassend untersucht, und nicht einzelne Grabfunde isoliert. Eger schließt sich

Walter Pohl in der Kritik an vereinfachenden Karten von Völkerwanderungen mit Pfeilen an – und bildet eine solche gleichwohl ungerührt ab (S. 271 Abb. 58).

Den guten Ton verlässt Eger, wenn er Rummels Kritik am Konzept der »Stammestracht« als »haltlos (wenn nicht bodenlos)« kennzeichnet (S. 274). Dass der »Begriff in der Forschung selten und in jüngster Zeit eigentlich gar nicht« fiel (S. 274), mag stimmen, es geht aber um das unausgesprochen zugrundeliegende Konzept, das sehr wohl oft bemüht und im Kontext von »Grab- und Beigabensitten« behandelt wird. Ob nun Hans Zeiß oder Georg Girke den Begriff der Tracht in die Archäologie gebracht haben, ist heute egal – die Wirkung des Konzepts ist entscheidend. Ganz im Gegensatz zur vorgetragenen Meinung des Verfassers laufen seine detailbesessenen Erörterungen darauf hinaus, eine »vandalische Stammestracht« zu ermitteln. Was sonst bedeuten Begriffe wie »ostgermanisch geprägte Frauengräber« (Eger), »ostgermanische Frauengräber der Völkerwanderungszeit« und »fremde Kleidung« (beides Dieter Quast)? Sie »setzen einen strengen Dualismus Romanen–Germanen voraus« (S. 278), denn sie blenden den kulturellen und historischen Kontext am Ort ihres Auftretens aus. Der typologische »Ursprung« ist dabei vollkommen gleichgültig.

So fragt Eger wiederum allein nach der »ethnischen Deutung vandalenzeitlicher Grabfunde in Nordafrika«, denn zumindest ein Teil der Vandalen habe sich »aus Angehörigen oder Nachkommen« des Verbandes von 406/407 zusammengesetzt und möglicherweise »noch Kleidung, Schmuck und Gerät [...] aus den Ausgangsräumen in Pannonien, im Karpatenbecken oder von noch weiter östlich« besessen (S. 279). Auch wenn unerklärt bleibt, wie die Brücke vom Rheinübergang bis nach Pannonien und darüber hinaus Jahrhunderte zuvor geschlagen wird, erstaunt doch die eindimensionale Perspektive. Dem Verfasser kommt nicht in den Sinn, dass es im spätantiken Reich Kulturtransferprozesse gab, die jenseits der genannten Alternative »ostgermanisch« oder »nackt« liegen. Egers »Annahme [...] ist daher« eben nicht »legitim«, sie kann lediglich als eine von mehreren Hypothesen gelten, die erst zu prüfen sind. An versteckter Stelle kommt Eger zu der Unterscheidung zwischen dem Nachweis ethnischer Identität und der ethnischen Deutung: Ersterer sei archäologisch praktisch unmöglich, aber auch gar nicht Ziel der zweiten (S. 280). Wenn man sich vom Wir-Bewusstsein als Kriterium verabschiedet, dann ist es auch keine ethnische Interpretation mehr, sondern allein die Suche nach kulturellen Kennzeichen, und diese können ganz unterschiedliche Kontexte besitzen – dann sind sie nicht mehr, auch nicht »mit einem gewissen Grad an Wahrscheinlichkeit[,] mit Angehörigen historisch überlieferter« zu identifizieren (S. 280). Vielmehr ist das Spektrum möglicher Interpretationen gänzlich offen. Wie fragwürdig man dann agiert, wird daran deutlich, dass man keine Schriftquellen mehr bräuchte – stattdessen ließe sich alles

»ethnisch« verstehen, was räumlich begrenzt zu sein scheint.

Von interpretatorischer Offenheit kann aber weder beim Verfasser noch bei Bierbrauer, auf den sich Eger stets beruft, die Rede sein: Wenn »die ethnische Deutung an die Identifizierung von Fremdgruppen gekoppelt [sein soll], die infolge von Migrationen nach dem Süden gelangt sind« (S. 280), dann liegt dieser unbewiesenen Behauptung wiederum die Vorstellung geschlossener, als ethnisch apostrophierter Gruppen zugrunde, seien sie nun durch eine »Stammestracht« oder ein »Kulturmodell« definiert. Dem Einwand, »Fremdes« könne schlicht Neues sowie durch Habituswandel und Kommunikation verursacht sein, begegnet Eger mit dem Argument, das sei »keineswegs eine neue Erkenntnis« (S. 281), womit die Interpretation aber doch nicht in Frage gestellt ist. Dessen ungeachtet hält der Verfasser daran fest, Einwanderer als ausschlaggebend anzusehen, was einen erneuten Beleg für seinen eindimensionalen Ansatz bietet. Mir erschließt sich auch nicht, wenn seine Kritik einerseits »die Modellvorstellungen Priens nicht substantiell« widerlegt, andererseits aber »die von Prien aufgestellten Kriterien [...] nicht zwangsläufig auf[treten]« (S. 282) – wo liegt da ein Widerspruch? Letztlich nimmt Eger sowohl Einwanderung als auch Stammestracht an und erklärt damit die Befunde; der umgekehrte Weg – zunächst Befundanalyse und anschließend Suche nach verschiedenen Interpretationsvarianten – wäre das methodisch plausible Vorgehen.

Für Eger bleibt es interessant, nach Objekten vermeintlich »fremder Herkunft« zu suchen. Das Ergebnis fällt überaus bescheiden aus, wenn lediglich eine Fibel vom Typ Wiesbaden, eine eingliedrige und mehrere Armbrustfibeln, eine Goldschnalle, Goldappliken und -anhänger sowie Saxscheidenbügel in Frage kommen, bei denen es sich dennoch um Mischformen oder spätrömische Formen handelt (S. 286). Lediglich fünf Gräber können Eger zufolge als »ethnisch« vandalisch und damit als angeblicher Beleg für »Fremde« gelten. Daraus lassen sich nun kaum Einwanderungsbelege konstruieren, denn intensive Kommunikation innerhalb des Imperiums wird ebenso vernachlässigt wie Wandlungen des Habitus. Details der Egerschen Argumentation erschließen sich kaum, etwa wenn Rummel vorgehalten wird, aus dem von Verfasser erwähnten Vorkommen von Blechfibeln in der teils als vandalisch erklärten Przeworskultur fälschlich ein Argument für die Herleitung nordafrikanischer Bügelfibeln abzuleiten und zu kritisieren – was meint Eger dann mit der Aufeinanderfolge beider Angaben?

Mir scheint die Suche nach dem jeweiligen Ursprung einzelner Formen wenig zielführend, war das spätrömische Imperium doch durch intensiven, weitreichenden Austausch gekennzeichnet und war doch der jeweils aktuelle Kontext der Verwendung von Kleidungsbestandteilen entscheidend. Erneut kann sich der Autor jedoch »als sinnvolle Erklärung nur personale Mobilität« vorstellen (S. 293). Da die meisten

Funde aus Gräbern stammen, bestimmt die Grabbeigabe das archäologische Verbreitungsbild, aus dem man dann wenig über die tatsächliche Verwendung schließen kann. Langatmig wird die »Zweifibeltracht« erörtert und als in »Nordafrika etwas völlig Neues« angesehen (S. 312) und auf »die ostgermanisch-donauländische Kultur« zurückgeführt, was jedoch wesentlich auf der problematischen Trennung »romanischer« und »germanischer« Grabfunde beruht und die oft ungenügende Dokumentation der Gräber außer Acht lässt. (Dies für die »Blechfibeln« aufgezeigt zu haben, ist ein wesentliches Verdienst der anderenorts [S. 178 Anm. 1272] von Verfasser kritisierten Arbeit von Florian Gauß. Dass dort auch die bisherige Feinchronologie als nicht hinreichend begründet vorgeführt wird, mag man als an der Chronologie Interessierter nicht als »Fortschritt« sehen wollen, aber methodische Zurückhaltung ist wichtiger als der vermeintliche Zwang zu feinen Datierungen.)

Ein letztes Kapitel schildert die »Ansiedlung der Vandalen nach den historischen und archäologischen Quellen«. Die Angaben sind indes spärlich und widersprüchlich, so dass auch Eger die Diskussion nicht entscheiden kann. Offene Punkte werden terminologisch zugekleistert, wenn plötzlich ein Vandalenbegriff »im erweiterten Sinn« (S. 330) eingeführt wird – damit ist die ethnisch-kulturelle Deutung ja am Ende, denn Vandalen sind schließlich in diesem Sinne alle Bewohner ihres Reiches. So kommt der Verfasser zu einem Ergebnis, das sich von der Auffassung Rummels ungeachtet massiver Verbalkritik (»in entscheidenden Punkten zurückgewiesen«) gar nicht mehr unterscheidet: »Die mit besonders reichen, goldenen Beigaben ausgestatteten Gräber sind Bestattungen von Angehörigen der Elite des Vandalenreiches, die neben alten vandalischen Adelsfamilien und anderen Barbaren auch »vandalisierte« Romanen umfassen könnte« (S. 329), letztere wohl deutlich häufiger als vom Autor indirekt konzediert. Mit den Themen Inschriften, ländliche Besiedlung und Mosaiken werden Ergebnisse von Nachbardisziplinen herangezogen. Schließlich gibt es einen kurzen Überblick zu »vandalischen Grab- und Einzelfunden«, ohne dass diese Zuordnung begründet würde; alle stammten »aus städtischen Kontexten« (S. 339). Die nur einseitige Zusammenfassung bietet nicht mehr als eine Inhaltsübersicht.

Auf achtundzwanzig Seiten listet ein Katalog jene knapp zweihundert Gegenstände auf, die die Grundlage dieser Arbeit bilden. Seine Ordnung ist eine geographische nach Fundorten. Leider gibt es in der gesamten Studie keinerlei tabellarische Übersicht zu den Funden und auch keine Angabe von Katalognummern, so dass man sich als Leser Informationen jenseits der bloßen antiken Einordnung mühsam zusammensuchen muss. Wie verhalten sich etwa »spätrömische« zu »vandalenzeitlichen« Funden an den einzelnen Orten zueinander? Angaben dazu hätten es deutlich erleichtert, die Ergebnisse einzuordnen und zu beurteilen, aber auch die insgesamt schmale Materialbasis zu erkennen gege-

ben. Ist die chronologische, an historischen Ereignissen orientierte Zusammenstellung sinnvoll, wenn doch fast alle Funde mediterraner Provenienz sind? Unübersichtlich ist auch die gesamte Gliederung der Arbeit, denn Überschriften sind nicht nummeriert oder anderweitig gut erkennbar unterschieden, so dass man oft nicht weiß, an welcher Stelle und auf welcher Gliederungsebene man sich gerade befindet.

Versucht man ein Fazit, so kann man als Leistung die antiquarische Zusammenstellung von Fibeln, Nadeln und Gürtelteilen der Zeit zwischen 400 und 550 im westlichen Nordafrika nennen. Über die Kenntnis des Materials selbst hinaus bleibt der Gewinn bescheiden: Aufgrund überwiegend unbekannter Fundkontexte lässt sich das Kleidungszubehör lediglich mit Hilfe von Parallelen zuweisen. Es trägt damit praktisch nichts zur Chronologie und Einordnung der Funde bei und besagt lediglich, welche anderenorts schon bekannten ähnlichen Stücke auch dort vertreten sind. Ist also bereits das antiquarische Ergebnis bescheiden, so lassen sich mit dem Fundmaterial die gestellten Fragen nach »Trägerkreis, Mobilität und Ethnos« gar nicht beantworten – es ist dafür einfach nicht geeignet. Deshalb fehlt auch der langatmigen und gequälten Auseinandersetzung mit Rummel die entscheidende Basis, um Neues beizutragen und inhaltlich voranzukommen. Die Argumente sind ausgetauscht, und oft erscheint die Differenz nur gering, liest man knappe zusammenfassende Statements bei Eger. Berücksichtigt man jedoch die detaillierte Argumentation, bleibt es bei der traditionellen Sicht auf »Fremdheit«, die allein durch Zuwanderung zu erklären sei. Berechtigte und begründete Kritik daran trägt Rummel vor. Einen vermeintlichen Ausweg bietet der Verfasser an, indem er die »ethnische Deutung« von der ethnischen Identität entkoppelt und auf kulturelle Zusammenhänge beschränkt. Dann geht es aber um etwas gänzlich Anderes, und Antworten müssten auf völlig andere Fragen gefunden werden. Für beides fehlt dem Autor jedes Konzept. Der lange Text verwirrt daher oft mehr, als dass er verdeutlicht: Hinter Formulierungen, die Rummel und anderen beizupflichten scheinen, verbergen sich bei genauerer Lektüre grundlegende Differenzen, und umgekehrt entpuppen sich behauptete wesentliche Meinungsunterschiede als weniger gravierend und die Diskussion darüber überflüssig.

Die im Vorwort von Michael Mackensen hervorgehobene »Bedeutung für das Verständnis und die Entwicklung des spätantik-römischen und vor allem des vandalenzeitlichen Kleidungszubehörs in Nordafrika und dessen Interpretation« (S. 10) bleibt deshalb sehr beschränkt. Den Funden werden Interpretationen abverlangt, die sie nicht zu tragen vermögen. Mit Verwunderung nimmt man darüber hinaus manch verbale Entgleisung zur Kenntnis, die sich vor allem in Fußnoten als Kritik an anderen Auffassungen findet.